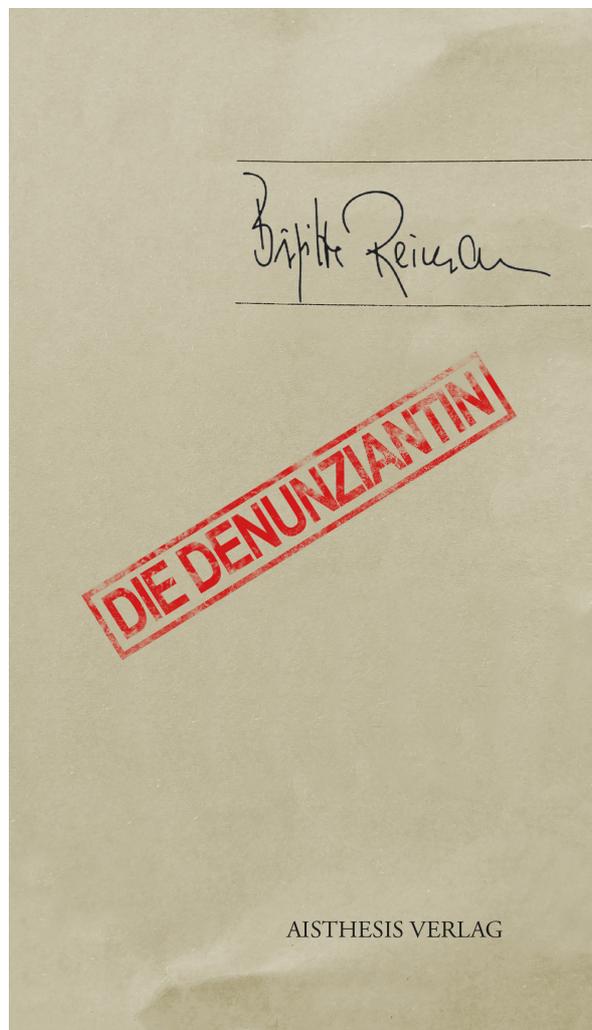


Kristina Stella

Brigitte Reimanns „Die Denunziantin“



Es ist wichtig, sich zu erinnern,
um nicht zu vergessen, wie es wirklich war

Reimann, Brigitte: Die Denunziantin : mit einem ausführlichen Anhang zur Editions-geschichte / Brigitte Reimann. Herausgegeben von Kristina Stella. Illustrationen von Jens Lay. – Bielefeld : Aisthesis Verlag, 2022. – 377 Seiten. – Print ISBN 978-3-8498-1770-1. E-Book ISBN 978-3-8498-1839-5 Klappenbroschur : Euro 24.-

Mit mehreren Erzählungen und Kurzromanen avancierte Brigitte Reimann ab 1956 in der DDR zu einer anerkannten Schriftstellerin. Reimann starb, nach langer schwerer Krankheit, 1973 im Alter von nur 39 Jahren in Berlin.

In Ost- und Westdeutschland wurde sie vor allem bekannt durch ihren 1974 postum erschienenen, unvollendeten Roman „Franziska Linkerhand“ und ihre spektakulären Tagebücher, die nach der Wende veröffentlicht wurden.

Heute geht es um eine Denunziation. Keine reale, sondern eine fiktive; erschaffen von Brigitte Reimann. Stattgefunden an einer Oberschule in Burg bei Magdeburg im Jahr 1951.

Burg, den 28.2.1951

Meine Stellung als Gruppensekretärin in unserer Klasse wird nahezu unhaltbar. Ich mache mir da nichts mehr vor. Natürlich sagen sie nichts davon, daß sie mich absetzen wollen, weil sie ganz genau wissen, daß ihnen die Zentrale Schulgruppenleitung dann schwer auf den Kopf kommen würde – denn was können sie schon gegen mich vorbringen? Daß ich den Sehning angezeigt habe, wird mir bei den fortschrittlichen Sekretären sogar als Plus für meine Wachsamkeit angerechnet, und auf einem richtigen Fehler kann mich die Klasse nicht fassen, so gern sie es wohl auch alle möchten. Mein Gott, wie soll das bloß weitergehen? Es ist erst ein paar Tage her, seit die Sache mit Sehning passiert ist, und schon jetzt habe ich manchmal das Gefühl, ich könnte es nicht länger aushalten. Ich bin oft so müde und verzweifelt ...

Bislang nahezu unbekannt ist, dass das Thema „Denunziation“ dasjenige ist, das den zentralen Konflikt fast aller literarischen Texte Brigitte Reimanns bildet. Diesem Aspekt widmet sich der vorliegende Aufsatz – in Verbindung mit dem Roman „Die Denunziantin“, aus dem die soeben zitierte Textpassage stammt.

Brigitte Reimann wurde 1933 in Burg bei Magdeburg geboren. Sie gehörte damit zur Generation derjenigen, die ihre Kindheit und ersten Schuljahre in der Nazizeit verlebten, und dann – ihrem Wohnort entsprechend zufälligerweise der sowjetischen Besatzungszone zugeteilt – inmitten ihrer Schullaufbahn ins sozialistische Schulsystem umgetopft wurden.

Von 1944 bis 1945 war Brigitte Reimann noch Schafftführerin im „Jungmädelsbund“ der Hitlerjugend und damit Anführerin von zehn bis fünfzehn gleichaltrigen Mädchen gewesen – ab Februar 1949 wurde sie Mitglied der sozialistischen Freien Deutschen Jugend und bekleidete auch hier wieder eine Führungsposition. Als Erster Sekretär der FDJ in der Geschwister-Scholl-Oberschule von Burg war sie unter anderem zuständig für Agitation und Propaganda.

Kurz nach dem Abitur schrieb Brigitte Reimann ihren ersten Roman „Die Denunziantin“. Den zentralen Konfliktpunkt dieses autobiografisch geprägten Romans – der im Jahr 1951 in der Abiturklasse einer ostdeutschen Kleinstadt spielt – bilden die Auseinandersetzungen um die Bewertung der NS-Vergangenheit und den Kult um den kommunistischen Widerstand während der Nazizeit, der besonders der künftigen sozialistischen Elite an den DDR-Oberschulen vermittelt werden sollte – sowie eine daraus folgende Denunziation.

Genau so fasste es die damals neunzehnjährige Brigitte Reimann in ihrer Inhaltsangabe zusammen, die durch einen Zufall Anfang Dezember letzten Jahres im Literaturhaus Magdeburg entdeckt wurde. „Er“ ist der altgediente und

routinierte Gymnasiallehrer Studienrat Sehning. „Sie“ ist die Heldin, die siebzehnjährige Abiturientin Eva Hennig.

Er ist einer jener übriggebliebenen Typen, die wir 1945 abzubauen vergaßen. Er scheint sich im Glanze seines „Herrn Studienrates“ und seiner Eignung als „qualifizierte Lehrkraft“ recht wohl zu fühlen. Er erteilt in der Hauptsache vorzüglichen Unterricht in Englisch und Deutsch – und nebenbei in einer gewissen veralteten Ideologie.

Sie ist einer jener neuen Typen, die wir seit 1945 zu erziehen uns bemühen. Sie kann sich in gar keinem Glanze sonnen, denn sie ist nur eine unter Tausenden guter Schülerinnen und bewußter FDJlerinnen. Sie genießt in der Hauptsache den vorzüglichen Unterricht des Herrn Studienrates und läuft nebenbei heftig Sturm gegen jene gewisse veraltete Ideologie. Aber ihr ungeschulter Marxismus rennt sich den Kopf ein an seiner Rednergabe, an seinen überzeugenden Argumenten, denen sie sich beugen muß. Mit dem deutlichen Empfinden, daß er im Unrecht ist.

Aber dabei kann man ihn nicht fassen, nie so recht überführen einer offenkundig reaktionären Handlung, obwohl die ganze Schülerschaft weiß, daß er keine Voraussetzung eines fortschrittlichen Lehrers erfüllt, von dem wir erwarten, daß er Kämpfer für den Frieden und die Einheit Deutschlands ist. Niemand wagt gegen ihn öffentlich aufzutreten. Auch sie nicht, denn stärker als das Bewußtsein seines Vergehens an der fortschrittlichen deutschen Jugend ist die Scheu vor einer „Denunziation“ des gewichtigen Herrn.

Bis eines Tages in ihrer Klasse ein Schauspiel besprochen wird, daß den illegalen Kampf der tapferen deutschen Antifaschisten während der Nazizeit schildert. Der Herr Studienrat bringt seiner lauschenden Klasse das Stück auf seine Art nahe – in kleinen, feinen, geschickten Worten – und plötzlich begreift die Klasse, daß der Kampf der Antifaschisten sinnlos, daß ihr Leben vergeudet und ihr Sterben umsonst war. Nur eine stutzt, nur eine flammt auf

in gerechter Empörung: zu tief haben sich ihr Bilder einer Hölle Buchenwald, Szenen aufrüttelnder Filme, Erzählungen alter Antifaschisten eingeprägt. Ihr Protest aber begegnet dem überlegenen Lehrerlächeln, vor dem alle Schüler den Kopf einziehen.

Um dem ein Ende zu machen, denunziert die Abiturientin Eva Hennig ihren Lehrer letztlich doch, der danach über die damals noch überwindbare innerdeutsche Grenze nach Hamburg flieht – um an einer dortigen Oberschule unbehelligt als Studienrat weiterzuarbeiten.

Insofern gehört Brigitte Reimanns Romanheldin Eva Hennig tatsächlich ins Reich der kulturpolitischen DDR-Idealvorstellung, die von den Autoren Bilderbuch-Helden forderte, die fehlerfrei sowie von reinster politischer Anschauung seien – notfalls nach einer biografischen Entwicklung, die jeden Makel beseitigte. Die Denunziantin Eva Hennig zeigt ihren Lehrer, den Herrn Studienrat Dr. Sehning aus lauterem politischen Motiven an: um ihre Klassenkameraden vor seiner schädlichen politischen Einflussnahme zu beschützen – und sei es um ihre eigene Verfemung; ganz so, wie es zunächst auch geschieht.

Die damals noch überzeugte Sozialistin Brigitte Reimann wollte mit ihrer effektvollen und – wie sie meinte – lupenrein den Zeitgeist treffenden Romanhandlung fulminant die literarische Bühne der DDR betreten. Doch wie kommt eine neunzehnjährige Schriftstellerin auf die Idee, ihre positive Heldin müsste eine Denunziantin sein?

Es ging Brigitte Reimann nicht darum, die in ihrem Roman beschriebene fiktive Denunziation gut zu finden und schon gar nicht, Denunziationen an sich zu verteidigen oder zu propagieren. Es ging ihr stattdessen darum, das Thema „Denunziation im Sozialismus“ aufzugreifen und in der literarischen Öffentlichkeit eine Diskussion darüber anzuregen. Das war Brigitte Reimanns Anliegen – wie ihr Exposé eindeutig beweist.

Doch die Diskussion um das Thema wurde verhindert, weil das Erscheinen des Romans verhindert wurde. Dass dafür seitens der Verlage ganz andere Gründe als die Denunziation – und schon gar keine literarischen Mängel – eine Rolle spielten, ist bemerkenswert, hierfür jedoch irrelevant. Relevant ist, dass der literarischen Öffentlichkeit auf Grund einer politischen Zensur die Auseinandersetzung über die „Denunziation im Sozialismus“ verwehrt wurde. Die Nichtveröffentlichung der „Denunziantin“ war eine Bevormundung des Publikums. Denn es hat den Roman ja nicht lesen können. Und wie in vielen vergleichbaren Fällen, unter anderem auch bei Siegfried Pitschmanns Roman „Erziehung eines Helden“, fragt man sich heute, warum diese Bücher nicht erscheinen durften. Man hat ja beim besten Willen nichts finden können, was staats- oder sozialismusfeindlich gewesen wäre.

Es ist wichtig, dass die literarische Öffentlichkeit heute die Hintergründe der Zensur und der Art und Weise der Beeinflussung von Autoren erfährt – all das, wovon sie damals nichts wissen konnte, weil es akribisch unter den Teppich gekehrt wurde. Deshalb habe ich die Editions geschichten der in der DDR verhinderten Romane „Die Denunziantin“ und „Erziehung eines Helden“ rekonstruiert. Dafür braucht man Beweise. Originaldokumente in großer Zahl, aus denen man das Puzzle zusammensetzen und das Gesamtbild sichtbar machen, die Abläufe nachvollziehen kann.

Brigitte Reimann hatte in den beiden politischen Systemen, die sie bereits in ihren ersten neunzehn Lebensjahren erlebt hatte, dank ihrer schnellen Auffassungsgabe und ihres ausgeprägten Gerechtigkeitsgefühls erfahren und sehr wohl begriffen, dass die Denunziation in diesen ausgeklügelten Systemen aus Angst und Belohnung, Kontrolle, Überwachung und Manipulation eine der bewährten Methoden war, um eine Unsicherheit zu erzeugen, die so bedrohlich war, dass sich die Menschen dem System fügten, sich ihm unterordneten – oder es im Falle einer ausgiebigen Belohnung – sogar anerkannten und gut fanden. Ein neutrales

Verhältnis zur Gesellschaftsordnung wurde in beiden Systemen als Schwäche oder gar als Opposition ausgelegt; die Verweigerung von Denunziation teilweise sogar bestraft. DDR-Bürger, die keine Stasi-Spitzel sein wollten, sind das beste Beispiel dafür. Mittels Lob versus Bestrafung wurde ein Menschenbild geschaffen, das moralisch falsche Handlungen lobte und förderte und damit Charaktere erzog, die trotz verwerflicher Taten eine positive Bewertung in der Gesellschaft erfuhren. Die parteilich vermeintlich richtige Entscheidung wurde in beiden Diktaturen über die ethisch richtige Entscheidung gestellt.

Doch war diese neue „Diktatur des Proletariats“ in der DDR nicht vielleicht eine solche, in der parteilich richtige Entscheidungen gleichzeitig moralisch gerechtfertigt waren? Würden mit der Begründung, dieser neuen sozialistischen Politik zu dienen, die erstmalig im Interesse des gesamten Volkes wäre, diese Verhaltensweisen vielleicht doch zu recht legitimiert; eingeschlossen die Denunziation anderer Menschen – vor allem aus politischen Gründen?

Das stürzte die junge Brigitte Reimann – die im Sozialismus so viele positive Veränderungen für den Alltag der Menschen, besonders für die Entwicklung und Förderung der Jugend zu erkennen glaubte – in einen ernsthaften Interessenskonflikt.

Warum nur hatte der Mitteldeutsche Verlag ihren Roman und ebenso die beiden bislang angeforderten Überarbeitungen desselben abgelehnt? Weil, wie zu vermuten gewesen wäre, eine Oberschülerin ihren Lehrer doch zu Unrecht denunzierte und das letztlich noch als Großtat gefeiert wird? Darauf gab es keine Hinweise, sondern der Verlag versteckte sich im Hinblick auf die wahren Ablehnungsgründe hinter vagen Andeutungen.

„Es ist schwer“, eierten die Verlagsmitarbeiter, „Ihnen, nach dem, was bisher an Umarbeitungen vorliegt, einen verbindlichen Rat zu geben. Die bisherige Neufassung läßt noch nicht erkennen, ob es Ihnen gelingen wird, sich von allzu

starken persönlichen Erlebnissen zu distanzieren und doch wiederum mit guter Gestaltungskraft den Leser an eine erfundene Fabel hinanzuführen.“

Und damit führten sie ihrerseits Brigitte Reimann und ihre Freunde und Mitstreiter in der „Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren“ des Bezirks Magdeburg auf eine völlig falsche Fährte. Dem damaligen Denkmuster entsprechend gingen diese davon aus, der Verlag hätte abgelehnt, weil ihm Eva Hennig trotz ihrer heldenhaften Denunziation einer wirklichen sozialistischen Heldin noch nicht würdig genug sei.

Also wagte Brigitte Reimann einen Befreiungsschlag und begann eine komplette Überarbeitung ihres Romans: die nunmehr dritte Fassung. Diese war nicht nur rund einhundert Seiten länger als die Urfassung, sondern sie brachte den von der Autorin angestrebten Konflikt noch viel drastischer zum Ausdruck. Brigitte Reimann verwandelte ihre Hauptprotagonistin Eva Hennig in eine nahezu unantastbare sozialistische Superheldin. Allerdings: nach wie vor recht autobiografisch ausgestattet und demzufolge mit knallroten Lippen, extravaganter Kleidung und zu keiner Zeit einem Streit aus dem Wege gehend. Soviel Reimann musste schon sein, davon würde sie keinen Millimeter abweichen, hatte die junge Autorin ihrem wohlmeinenden und deshalb zur Vorsicht ratenden Mentor Wolf Dieter Brennecke klargemacht.

Außerdem erfand Brigitte Reimann völlig neue Szenen und machte in einer schachbrettartigen Schwarz-Weiß-Zeichnung „die Guten“ nicht nur besser, sondern hübscher und „die Bösen“ noch böser, missgünstiger und hässlich dazu. Doch was Brigitte Reimann weder wissen noch ahnen konnte: Damit verschlimmerte sie das tatsächlich existierende Problem. Was hatte sie in ihrer dritten Fassung nichtsahnend verbrochen? Sie hatte die Rolle des Studienrats Sehning gewaltig ausgebaut und ihn noch viel reaktionärer geschildert als zuvor. Mittlerweile propagierte Sehning nicht nur, dass der antifaschistische Widerstand

sinnlos gewesen sei, sondern zu allem Übel verlieh er zusätzlich dazu in großem Stil privat, heimlich und illegal in der DDR verbotene Bücher an ihm besonders vertrauenswürdig erscheinende Oberschüler.

Wiederum drückten sich die frischgebackenen DDR-Lektoren, die den Vorgaben der staatlichen Kulturpolitik lupenrein zu folgen beabsichtigten, davor, die Wahrheit auszusprechen und verfielen in wochenlanges Schweigen. Bis die resolute Brigitte Reimann eines Tages in Halle vor deren Bürotür stand und sich nicht abweisen ließ, bis sie endlich Klartext redeten: Die Denunziation war kein Problem. Nicht das geringste. Sondern niemand wollte sich mit einem Manuskript die Finger verbrennen, in dem die Autorin ein ganz anderes Tabu thematisierte: die Beschäftigung von sogenannten „reaktionären Altlehrern“ an DDR-Schulen.

- Damit gemeint waren diejenigen Lehrer, die bereits im „Dritten Reich“ unterrichtet hatten und weiterhin ihre gewohnten Unterrichtsinhalte vermittelten.
- Brigitte Reimanns Buch könne, so der Verlag, den Eindruck erwecken, alle Altlehrer seien reaktionär, was natürlich nicht den Tatsachen entspreche. Hauptsächlich seien die Altlehrer fortschrittlich und stünden hundertprozentig auf der Seite „unseres“ Staates.

Brigitte Reimann beendete daraufhin die Zusammenarbeit mit dem Mitteldeutschen Verlag und ging mit ihrer dritten Romanfassung zum Verlag Neues Leben. Dort wurde sie von dem blutjungen Berufsanfänger Walter Lewerenz betreut, der ein sehr genaues Urteilsvermögen besaß und demzufolge dachte, dass es doch ganz und gar nicht richtig sei, den privaten Buchverleih des Studienrats zu steinigen, da Sehning letztlich wertvolle Werke der Weltliteratur verlieh – und auch sonst mit seiner Meinung über das Manuskript den Nagel auf den Kopf traf. Nur: Laut sagen und damit seinen Kollegen in den Rücken fallen, das durfte auch er nicht.

Öffentlich machte Lewerenz dies erst 1989, als die DDR schon in Scherben lag. In einem Interview mit der bundesdeutschen Regisseurin Katharina Schubert in deren Reimann-Dokumentarfilm „Ich habe gelebt und gelebt und gelebt“. Hier ein Auszug:

Man hat mir den Vertrag gegeben. Na, ich lese das Manuskript, es hieß: „Die Denunziantin“. Und mir wird ganz komisch. Es spielt da an der Schule und im Mittelpunkt steht eine junge FDJlerin, die gegen den Lehrer etwas unternimmt, weil er Bücher verteilt: Hemingway, Arthur Koestler. Dies, sag ich, soll ich nun drucken. Sagte ich zu meinem Kollegen. Ja, natürlich, ist doch hoch interessant. Die kann doch schreiben.

Ja, sag ich, talentiert ist sie, schreiben kann sie. Aber mir gefällt hier einiges nicht. Daß die aus jemandem [gemeint ist Eva Hennig – K.S.] einen positiven Helden macht, der im Grunde etwas anstellt, was mir gar nicht gefällt! Wieso ist denn der Lehrer mit einem Mal ein Böser? Sollte doch dazugehören, daß man in so einer Abiturklasse auch über solche Bücher spricht.

Brigitte Reimann kam zum Gespräch und sagte: also als erstes, bevor wir hier überhaupt anfangen, würde ich doch vorschlagen, daß wir Brüderschaft trinken. Denn ich kann nicht mit jemandem so arbeiten, per sie und so. Aber das war noch zu einer Zeit, da man nicht jeden duzte. Ich sag, ich hab gar keinen Schnaps im Moment hier. – Das ist kein Problem. Ich habe schon was in der Handtasche. – Und sie holte dann irgendsoeinen Weinbrand aus der Handtasche. Und wir haben erst mal die Brüderschaft besiegelt. Das war schon wichtig. Und haben dabei festgestellt, eigentlich werden wir wohl miteinander können.

Nun gings los. Nun mußte ich ihr sagen, daß mir das Ding überhaupt nicht gefällt. Das war riskant, in doppelter Hinsicht. Es war doch gegen den Autor gerichtet, wie gegen den Vertrag, den meine Leute schon mit ihr abgeschlossen hatten.

Letztlich scheiterte Brigitte Reimann mit ihrem Roman „Die Denunziantin“ auch beim Verlag Neues Leben. Hauptgrund für all die vorangegangenen Irritationen der Lektoren war, dass dieser Roman in der damaligen Gegenwart spielte – 1951, zwei Jahre nach Gründung der DDR – in der die Bewertungsschemata von Gut und Böse noch nicht historisch abschließend geklärt waren.

Die Frau am Pranger

Doch Brigitte Reimann war hartnäckig. Es war genau das Thema, welches ihr am meisten am Herzen lag und das sie unbedingt in einem Buch veröffentlichen wollte: Was ist eine gerechtfertigte, was ist eine ungerechtfertigte Denunziation? Kann Denunziation an sich überhaupt mit irgendeiner Begründung ethisch und moralisch gerechtfertigt sein?

Was also tun? Brigitte Reimann blieb nichts anderes übrig, als das Thema komplett in die Vergangenheit zu verlagern, deren parteiliche Bewertung abgeschlossen und damit gefahrlos zu gestalten war – wenn man nur der offiziellen Linie der marxistisch-leninistischen Auffassung folgte.

1956 entstand die Erzählung „Die Frau am Pranger“, in der die Schwägerin die Frau ihres Bruders bei den Nazi-Behörden denunziert, weil diese eine Liaison mit einem russischen Kriegsgefangenen hat. Dieser wird erschossen, die Schwägerin an den Pranger gestellt und anschließend inhaftiert.

Der Tod der schönen Helena / Kinder von Hellas

Auch mit ihren Erzählungen „Der Tod der schönen Helena“ (1955) und „Kinder von Hellas“ (1956) verfolgte Brigitte Reimann ihr zentrales Thema „Denunziation“ weiter und verlegte es auch dieses Mal an einen anderen Schauplatz als die DDR, um nicht an deren Zensur zu scheitern.

Der griechische Partisan Nikos Zioplakis wird während des griechischen Bürgerkriegs gegen die Monarchie und gegen die Militärdiktatur, der von 1946 bis 1949 währte, von einem Denunzianten verraten und auf Grund dessen getötet. Daraufhin schließen sich seine fünfzehnjährige Schwester Helena und ihr Bruder Tanassis ebenfalls den Partisanen an, um den Bruder zu rächen. Doch auch Helena wird letztendlich denunziert und bezahlt diese Denunziation mit ihrem Leben. Der Verräter ist ihr Geliebter Costa Chalkidis, der sich Helenas Partisanen-Gruppe angeschlossen hatte und sich vom Partisanen zum Denunzianten wandelte, in der irrigen Annahme, damit sein und Helenas Leben retten zu können.

Interessant ist, dass Brigitte Reimann ihre beiden, vom Stoff her identischen, Erzählungen so modifizierte, dass es ihr möglich war, zwei verschiedene Varianten einer Denunziation durchzuspielen.

Im „Tod der schönen Helena“ bereut Costas, der Denunziant, seine Tat und kehrt zu den Partisanen zurück. Dort wird ihm jedoch als Verräter kurzer Prozess gemacht und er wird erschossen. Helena, die er auch mit verraten hatte, wird im Gefängnis erschossen.

In „Kinder von Hellas“ werden Helena und Costas gemeinsam verhaftet, jedoch wieder freigelassen, nachdem Costas den Aufenthaltsort der Partisanen verraten hatte. Costas will gemeinsam mit Helena ein friedliches Leben abseits aller Kämpfe und fernab der Partisanen und der Volksbefreiungsarmee führen und hat sie schon fast überzeugt, diesen Lebensplan zu akzeptieren. Als Helena jedoch klar wird, dass Costas Denunziation der Preis für die Freilassung war, verlässt sie ihn, um ihre Partisanenfreunde zu warnen, damit diese noch entkommen können. Als Costas sie zurückhalten will, indem er versucht, sie zu erwürgen, verletzt ihn Helena lebensgefährlich mit einem Messer und rennt davon. Es gelingt ihr in letzter Sekunde, ihre Partisanenfreunde zu retten. Diese halten sie zwar unberechtigtweise für eine Denunziantin, erschießen sie jedoch wegen ihrer

aufopferungsvollen Rettungsaktion nicht, sondern schließen sie nur für immer von ihrer Einheit aus. Danach kommt auch Costas schwerverletzt zur Partisaneneinheit zurück. Er, der wahre Verräter, wird erschossen. Helena kämpft trotz ihres Ausschlusses weiter für die Partisanen und findet letztlich während eines letzten heldenhaften Kampfes den Tod.

Das Geständnis

1960 wählte Brigitte Reimann erneut eine Denunziation als Hauptkonflikt ihres literarischen Textes. Diesmal schon mit mehr Kühnheit: die Denunziation selbst erfolgte zwar während der Nazizeit, das Geständnis derselben jedoch in der DDR des Jahres 1959.

Die Hauptperson der Erzählung „Das Geständnis“ ist der junge Maschinenbauer Martin. Martin trägt dieselbe qualvolle Frage mit sich herum, die sich auch Brigitte Reimann immer wieder stellte und die der Grund dafür war, dass sie das Thema „Denunziation“ in fast allen ihren literarischen Werken zum zentralen Konflikt machte. Martin sagt:

Sicher, ich war damals ein Kind, ich war falsch geleitet, moralisch verkrüppelt, erzogen zum Denunziantentum, das uns als vaterländische Gesinnung serviert wurde, besoffen gemacht mit all den Phrasen von Großdeutschland und Heldentum, gedrillt auf Heldentod ... ich wußte es nicht besser, wirklich, ich wußte es nicht.

Martin will nicht seine Freundin Karla heiraten und sein Meisterstudium beginnen, bevor er die Schuld, die er seit 1945 mit sich herumträgt, losgeworden sein wird. Auch um den Preis seiner Freiheit, denn Martin ist sich sicher, dass er mit vollem Recht verhaftet werden wird. Trotzdem stellt er sich dem Staatsanwalt K. und gesteht ihm sein Verbrechen.

Martin hatte kurz vor Kriegsende, im April 1945, mit entschlossener Pistole einen desertierten Wehrmachtssoldaten gezwungen, den Güterwaggon, in dem dieser sich versteckt hatte, zu verlassen und ihn den Soldaten einer Streife übergeben, die den Mann sofort erschoss. Martin weiß, dass er auch anders hätte handeln und wegsehen können. Doch er tat es nicht und fühlt sich nun als Mörder dieses Mannes, der sich entschlossen hatte, nicht mehr die Befehle der faschistischen Wehrmacht zu befolgen.

„Wir rechnen es Ihnen an“, sagt Staatsanwalt K. nach Martins Geständnis, „daß Sie sich freiwillig unserer Justiz gestellt haben. Wir haben den Eindruck, daß Sie aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt und Ihre Konsequenzen gezogen haben. Als Staatsbürger der Deutschen Demokratischen Republik haben Sie sich nicht nur loyal verhalten, sondern aktiv beim Aufbau unserer neuen Ordnung mitgeholfen. Wir haben deshalb beschlossen, kein Verfahren gegen Sie einzuleiten.“ – Alles geht gut aus.

Die Geschwister

Ebenso wie für Elisabeth Arendt, die in der 1963 veröffentlichten Erzählung „Die Geschwister“ ihren Bruder Ulrich verrät, der ihr als einziger offenbart hatte, dass er in den Westen gehen wird. Elisabeths Geliebter Joachim, Werkleiter eines Walzwerks und Parteisekretär, dem Elisabeth sofort alles berichtet hatte, springt über sämtliche Schatten der Realität, übergibt Ulrich nicht den Behörden, sondern überredet ihn mit Engelsgeduld, in dem Staat zu bleiben, der ihm zwar die Freiheit der Berufswahl versagt, aber sein Studium bezahlt hat. Dass die Schwester ihren Bruder verrät, aber damit eine Republikflucht verhindert, macht ihre Handlung zum Vorbild – und Brigitte Reimann bekam dafür 1965 den Heinrich-Mann-Preis.

Besonders brisant: Die erste Hälfte der Erzählung „Die Geschwister“ schrieb Brigitte Reimann vor dem Mauerbau am 13. August 1961, die zweite Hälfte setzte sie nahtlos – und das ist durchaus zu betonen – nach dem 13. August fort.

Trotz des – bei gutem Willen positiv zu interpretierenden – Schluss-Satzes Ullis „Was seid ihr bloß für Menschen“, mit dem sich der Kreis der Handlung schließt, bleiben Brigitte Reimanns deutliche Zweifel an der Richtigkeit dieser Denunziation wie ein Damoklesschwert über Elisabeth und auch über dem Leser der Erzählung hängen. Freilich nur dann, wenn man den korrekten Wortlaut der Urfassung kennt, die nicht weichgespült, sondern mit einem durchaus bedrohlichen Szenario beginnt: Mit Elisabeths Satz: „Die Wohnung ist nicht so groß, daß ich ihre Stimmen nicht hörte, wenn sie schrien.“ Und nur drei Sätze später schleudert Ulli ihr entgegen: „Das werde ich dir nie verzeihen.“ Wobei die Betonung auf dem Wörtchen „nie“ liegt, das bis heute in keiner Druckfassung auftaucht.

Zur Zeit der „Denunziantin“ hatte die Bewertung noch nicht festgestanden; zur Zeit der „Geschwister“ schon: Denunziation im Sinne des Guten war gut, im Sinne des Schlechten war sie schlecht. Nicht unter moralischen Aspekten gesehen, sondern unter politischen. Deshalb gelang Brigitte Reimann mit ihrer Erzählung „Die Geschwister“ der entscheidende Schritt: Ohne das die literarische Öffentlichkeit damals auch nur das Geringste von ihren gescheiterten Versuchen der Jahre 1953 bis 1956 ahnte – konnte sie endlich ihr Hauptthema „Denunziation“ in der DDR-Gegenwart unterbringen und das Buch veröffentlichen. Diesmal nicht mit dem Titel „Die Denunziantin“, der hier ebenso korrekt gewesen wäre, sondern mit dessen deutlich neutralerer Version „Die Geschwister“.

Im Nachhinein betrachtet, bestand die besondere Tragik der originalen „Denunziantin“ darin, dass Walter Lewerenz die Urfassung des Romans nicht kannte, in der die von ihm treffend beschriebenen Problemstellen überhaupt nicht enthalten gewesen waren.

Deshalb bleibt die Frage im Raum stehen, ob Brigitte Reimann damals ihre „Denunziantin“ beim Verlag Neues Leben hätte durchsetzen können, wenn sie nur auf die Idee gekommen wäre, Walter Lewerenz die – von ihren Mentoren Otto Bernhard Wendler und Wolf Dieter Brennecke bereinigte und anschließend vom Mitteldeutschen Verlag abgelehnte – erste Romanfassung – und nicht nur die dritte Fassung – vorzulegen. Doch das tat sie nicht, weil sie dem Staat und seinen Institutionen damals noch vertraute und sich deshalb sicher war, dass sie mit ihrer Urfassung von 1953 keine Chance haben würde.

Walter Lewerenz 1989:

Nun weiß ich leider nicht, was aus der „Denunziantin“ geworden ist. Hinterher, nachdem wir mit dem Nachlaß zu tun bekamen, hab ich mich dafür interessiert. Es ist nicht vorhanden. Es gibt so ein paar Andeutungen in den Briefen und Tagebüchern, daß sie schreibt, das Manuskript wollte keiner ... Das ist an der Kulturpolitik der DDR gescheitert – das ist alles nicht mehr nachzuvollziehen. So, wie ich es erzähle, war das hier bei uns.

Mit mehr Berufserfahrung und all ihrer Kraft und Stärke, die Brigitte Reimann letztlich eindrucksvoll bei ihrem unvollendet gebliebenen und 1974 posthum erschienenen Roman „Franziska Linkerhand“ bewies, hätte sie wohl weniger an sich gezweifelt, die innere Schere im Kopf überwunden – und den Mut aufgebracht, Lewerenz die Originalfassung vorzulegen, die jetzt endlich – siebenzig Jahre nach ihrer Entstehung – erscheinen konnte.